Winterzeit.

Von F. Bochazer.

Ha's lang scho denkt — do hent
mer'n jo!
Die Strücher schtöhnd so kahl, so
wiß,
Und d' Dachtrauf hangt voll dickem
Is.

Min Rosestock im Garte drus.
Wie sieht er welt und elend us!
Er hängt sie Chöpfli stumm und still
Wie 's Chind, wenn's liesli briegge
will.

'S ischt mol am di voll Veilin gsi,
Ums Hus het's grüent vu wilde Wi —
Gar mäng's hat's dert so liebli g'ha,
Jetzt ischt es welk un übel dra.

Du, Chind, bischt au so trüeb und
stumm,
Sitzscht wie e schüch, frem Vögli rum,
Und d' Lieb het kurz dir doch im G'-
müet
Als fröhlich Pflänzli duft' und blüeht.

Us helle Aeugli het es g'lacht
Und het di froh und glückli g'macht:
Hescht g'scherzt und küßt, hescht g'hofft
und bangt,
Und 's Pflänzli ischt voll Knöschpli
g'hangt.

Sell lit jetzt all's so wit, so wit —
'S ischt Winterszit, 's ischt Winters-
zit!
Erstorbe, welk lit 's Pflänzli do —
'S ischt über d' Nacht e Rife cho.

Mode und Aberglaube.

Allerlei „Anhängsel" am Gürtel oder an der Uhrkette, oder auch an besonderen Seidenbändern stehen bei unserer Damenwelt jetzt in hoher Gunst: „Trilby-Herzen" aus Glas mit einem vierblättrigen Kleeblatt darinnen, kleine Goldherzen oder vergoldete Münzen, auf denen ein vierblättriges Kleeblatt in Email angebracht ist, und Aehnliches. Die Damen der europäischen Gesellschaft tragen diese zierlichen, von den Juwelieren werthvoll und kunstreich hergestellten Bijoux, ohne zu ahnen, daß es sich bei diesen Anhängseln in letzter Linie um Ausgeburten krassen Aberglaubens handelt. Die neue Mode stammt aus Paris, und die Pariser Weltdame ist von Geburt schon abergläubisch, noch abergläubischer aber ist sie als Spielerin, wozu vor allem die Rennbahn soviel Veranlassung bietet. Und darum sind denn auch zuerst auf der Rennbahn, als Amulett, um das Glück beim Wetten herbeizuzwingen, diese Anhängsel von Pariserinnen getragen worden. Da nun aber diese Anhängsel ganz reizend aussahen, wurden sie Mode und sind es geblieben.

Man hielt es auch für eine Modebizarrerie, als vor einigen Monaten in Paris der Brauch entstand, lebende Thiere bei sich zu tragen. Besonders waren kleine Schildkröten beliebt, deren Schild mit Gold und Juwelen besetzt wurde. Sie wurden von den Damen mit kleinen goldenen Ketten an ihren Kleidern befestigt. Auch hier handelt es sich um einen Ausfluß des romanischen Aberglaubens, wonach Thiere bei sich zu tragen, Glück bringt. Deshalb trägt die Italienerin sogar Schlangen bei sich und die Französin eben die kleinen Schildkröten. In tropischen Ländern gehören kleine Aeffchen in lebendem Zustande zur Vervollständigung der Damentoilette. Die Exkaiserin Eugenie, diese von furchtbaren Schicksalsschlägen schwer heimgesuchte Frau, steht gleichfalls unter dem Zwange eines Aberglaubens. Der Talisman der einstigen Kaiserin der Franzosen ist ebenfalls ein Thier, und zwar ein Igel, den die Kaiserin seit Jahren auch auf Reisen in einem Körbchen bei sich führt. Weder bei Tag noch bei Nacht soll sie sich von ihm trennen. Aber auch in Deutschland treten unbewußte abergläubische Gebräuche überall auf. Noch Niemand hat in Deutschland eine Braut in rothem oder gelbem Kleide zur Trauung vor dem Altar treten sehen, die Brauttoilette muß weiß sein.

Warum nun gerade weiß?

Weil weiß die Farbe der Reinheit und Unschuld ist, so lautet wohl die Antwort. Aber diese Erklärung ist verhältnißmäßig jungen Datums, das Weiß der Brauttoilette ist vielmehr auf die Farbensymbolik der alten Egypter zurückzuführen. Von den Egyptern übernahmen die Hebräer, deren größter Prophet Moses ja egyptische Bildung genossen hatte, diesen Brauch. Weiß ist eben die Farbe des Lichtes, die vornehmste Farbe im Götercultus der Egypter wie im Tempeldienst der Hebräer. Der Hohepriester der Juden trug weißseidene Gewänder. Deshalb ist weiß die Farbe der Würde, der Feierlichkeit, der Festlichkeit, der Hoheit und ebenso die Farbe des Glanzes und der Freude. Deshalb trägt die Braut weiß, deshalb trägt die katholische Communicantin und in verschiedenen protestantischen Gegenden auch die Confirmandin ein weißes Kleid. Aus gleichem Grunde ist auch bei der Herrentoilette das Weiß der Weste, des Schlipses, der Handschuhe, ein Zeichen der Festlichkeit und der Gala. Wir wissen es nur nicht immer und denken nie daran, daß selbst solche Modedinge von heute auf die mystische Symbolik vergangener Jahrtausende zurückzuführen sind.

In sehr vielen europäischen Ländern ist es Vorschrift der Mode, daß die Braut keine Goldschmucksachen am Hochzeitstage tragen darf. Man hat dafür die liebenswürdige Erklärung in's Feld geführt, eine Braut bedürfe eben keines weiteren Schmuckes als ihrer Schönheit, ihrer Reinheit und Unschuld. In Wirklichkeit aber wurzelt auch diese „Mode" in alter Symbolik. Schon bei den alten Egyptern durften die Gläubigen, die im Tempel des Sonnengottes opferten, keine Goldschmucksachen an sich tragen. Der strenggläubige Muhamedaner legt heut noch beim Gebet alle Goldsachen ab. Nach dem Glauben der Morgenländer zieht Gold nämlich den bösen Blick des Neides an. Im Glauben aller civilisirten Völker ist ja bekanntlich Gelb, die Farbe des Goldes, auch diejenige Farbe, welche Neid bedeutet.

Keine Braut würde jener Farbensymbolik gegenüber es wagen, ein gelbes Kleid zu tragen, und selbst Mädchen, die völlig frei von jedem, auch dem geringsten Aberglauben sind, würden doch zögern, sich in Geld oder in Noth, bei den Hebräern die Farbe des Blutes und der Sünde, trauen zu lassen. Man thut das eben nicht, schon um nicht alles Herkommen zu verletzen und mit der Mode sich zu überwerfen, aber auch wohl andererseits aus einer gewissen Scheu vor dem Ungewöhnlichen.

Auch Perlen soll die Braut nicht tragen, weil sie Unglück bedeuten. Dieser Aberglaube aber ist moderner Herkunft. Im Alterthum galten die Perlen im Gegentheil für glückbringend. Einen literarischen Beleg über Unglücksbedeutung der Perlen erhalten wir eigentlich erst durch Lessings „Emilia Galotti", wo im zweiten Act zum ersten Male es ausgesprochen wird: „Perlen bedeuten Thränen".

Ebenso wie an die Perlen knüpft sich an die Schmucksachen aus kostbaren Steinen und anderen Naturproducten heut noch viel Aberglauben, der bei den Edelsteinen aber lediglich durch die Farbe motivirt wird — die alte Symbolik hat hier eben genau so viel Einfluß, wie gegenüber der Farbe der Kleidung.

Moses gibt in dem zweiten seiner Bücher Vorschriften über die Kleidung der Priester und außer in anderen Capiteln dieses Buches lautet im fünfunddreißigsten eine Stelle: „Und sie machten zween Onychsteine, umher gefasset mit Gold, gegraben durch die Steinschneider mit dem Namen der Kinder Israels ... Und sie machten das Schildlein viereckig und füllteten es mit vier Reihen Steinen. Die erste Reihe war Sarder, Topaser und Smaragd. Die andre ein Rubin, Saphir und Demant, die dritte ein Lyncurer, Achat und Amethyst, die vierte ein Türkis, Onycher und Jaspis, gefasset mit Gold in allen Reihen. Und die Steine standen nach den zwölf Namen der Kinder Israel, gegraben durch die Steinschneider, ein jeglicher seines Namens nach den zwölf Stämmen." Diese Bibelstelle ist Veranlassung geworden zu dem Aberglauben von den sogenannten „Monatssteinen". Man hat nämlich an Stelle der zwölf Stämme Israels die zwölf Monate des Jahres gesetzt und sich nun gesagt: für jeden Monat ist ein bestimmter Stein besonders wirkungsvoll, und wenn man einem Menschen, der in dem betreffenden Monat geboren ist, den richtigen Monatsstein schenkt, so bringt er ihm ganz besonders Glück. Die Liste der glückbringenden Monatssteine wechselt indeß häufig, sodaß für gewisse Monate in neuerer Zeit andere Edelsteine gewählt werden, als es früher der Fall war. Augenblicklich herausgegeben, lautet die Liste der Monatssteine:

Januar: Hyacinth; Februar: Amethyst.
März: Jaspis; April: Saphir.
Mai: Smaragd; Juni: Chalcedon.
Juli: Carneol; August: Opal.
September: Chrysolit; October: Aquamarin.
November: Topas; December: Rubin.

Selbst Mancher, der sich als Freidenker aufspielt, wählt sorgfältig für sich und die Seinen nach dem Monate der Geburt passende Steine, weil sie also besondere Glücksbringer sind und Uebel wie Krankheit verhindern; und es soll sogar ganz Vorsichtige geben, die alle zwölf Steine tragen, um nur ja ganz sicher zu gehen. An den Topas knüpft sich der Aberglaube, daß die Person, die ihn geschenkt hat, untreu ist, sobald die nach längerem Gebrauch häufig eintretende Trübung des Topas eintritt. Deshalb gehört der Topas zu den Steinen, die zwischen Braut- und Ehepaaren nicht geschenkt werden sollen.

Es ist ein großes Capitel, das von der Mode und dem Aberglauben. Schon die vorstehende Sammlung von Einzelheiten aus diesem Capitel wird vollauf Lessings Satz bestätigen: es sind nicht Alle frei, die ihrer Ketten spotten.

Rothspohn.

Woher kommt diese in Norddeutschland übliche volksthümliche Bezeichnung des Rothweins? Die Antwort lautet: In den norddeutschen Küstenländern sagt man seit Langem, um einen recht minderwerthigen Rothwein zu bezeichnen: „Eine Flasche Rothspohn," oder: „Eine Flasche Pernambuko." Aus Pernambuko (Brasilien) wurde, oder wird vielleicht noch, ein Färbeholz eingeführt, welches roth färbte. Dasselbe wurde, in Spähne (Spahn ist niederdeutsch gleich Spohn) zerkleinert, verwandt. Mit solchen Spähnen gefärbten Wein nannte man schlechtweg Rothspohn oder Pernambuko. Heidelberen haben den Pernambuko-Spohn verdrängt — das Wort Rothspohn ist geblieben.

— Das Traurigste. A.: „Ach, die Liebe ist doch was herrliches, nur traurig, daß sie nicht anhält." B.: „Noch trauriger, daß der Geliebte nicht anhält."

— Was ist ein emancipirtes Weib? Ein emancipirtes Weib ist ein solches, welches die weiblichen Tugenden abgelegt und die männlichen Untugenden dafür angenommen hat.

Die schöne Clientin.

Von L. Wilhelmi.

Zwei Freunde saßen gemüthlich rauchend in einem Hause der R... Straße in M... Sie hatten sich lange Zeit nicht gesehen; Heinrich Schreiner hatte eine größere Reise gemacht und Doctor Guido Sturm hatte sich in der Zwischenzeit als Rechtsanwalt niedergelassen und wartete auf die Clienten, die nicht kommen wollten.

„So," sagte Heinrich, nachdem er seine Erlebnisse erzählt, „nun weißt du alles von mir; jetzt laß auch etwas von dir hören."

„Du lieber Gott, da ist nicht viel zu berichten; denn wie du mich hier siehst, warte ich noch immer auf Clienten, ein Schicksal, das übrigens fast allen jungen Anwälten beschieden ist."

„Du mußt eben Geduld haben, mein Junge. Eines schönen Tages wird der berühmte erste Client schon anrücken und dir die Möglichkeit geben, dein Talent zu zeigen, und dann bist du ja mit dem Dicksten durch."

Einige Augenblicke blieb Guido stumm; er steckte die Hände in die Taschen, warf einen Blick auf seinen Freund und schien gegen eine heftige Lachlust anzukämpfen. Dieses Bemühen aber war vergebens, und schon eine Sekunde später brach der junge Rechtsanwalt in brüllendes Gelächter aus.

„Ich kann mir nicht helfen, alter Junge," rief Guido lustig; „aber dieser berühmte „erste Client", von dem du sprichst, ist schon gekommen und seinetwegen habe ich auch eben so herzlich gelacht. Die Sache hängt mit einer Geschichte zusammen, und da ich deine Neugier erregt habe, so muß ich sie auch befriedigen, obwohl ich eigentlich die Absicht hatte, nie über eine Angelegenheit zu sprechen, in der ich keine glänzende Rolle spielte. Aber ich weiß, ich kann mich auf dich verlassen, mein Junge, also höre!

Ich habe, wie bereits bemerkt, meinen ersten Clienten schon gehabt. Dieses seltene Individuum erschien, kurz nachdem ich diese Räume bezogen hatte.

Du weißt, alter Junge, ich war stets ein Freund der Damen, von meiner Jugend an bis jetzt — oder richtiger gesagt, bis zu der Zeit, von der ich dir erzählen will. Also ich saß hier an meinem Schreibtisch und war in das Bürgerliche Gesetzbuch vertieft, als es leise an die Thür klopfte. Ich sprang auf, um zu öffnen, und das Herz schlug mir heftig. Vor meinen Blicken erschien eine große, elegant gekleidete Dame, die nicht mehr ganz jung, aber auch durchaus noch nicht alt und noch immer sehr schön war. Kaum wußte ich, was ich that, so erstaunt war ich. Ich ersuchte sie, näher zu treten und Platz zu nehmen, was sie auch mit großer Bereitwilligkeit that.

„Ich habe doch die Ehre, mit dem Herrn Rechtsanwalt selbst zu sprechen?" fragte sie mit melodischer Stimme.

Ich verneigte mich.

„Ich bin von einem Ihrer Freunde, Herrn Brinkmann, an Sie gewiesen worden."

Sie zögerte und ich stotterte etwas von hoher Ehre, während ich mich fragte, wie Brinkmann dazu käme, Jemand zu mir zu senden.

„Ich komme in einer delicaten Angelegenheit zu Ihnen. Ich bin verheirathet, besitze aber Privatvermögen. Es ist mir doch gestattet, darüber persönlich zu verfügen? Ich meine, ich habe doch das Recht, ein Testament zu machen, nicht wahr?"

„Gewiß, gnädige Frau, zweifellos," versetzte ich. „Und zwar ohne Kenntniß oder Zustimmung meines Gatten, nicht wahr?" fragte sie weiter.

„Gewiß," erwiderte ich, „wenn das Vermögen Ihnen gehört, so hat Ihr Gatte nichts dreinzureden. Sie können allein darüber bestimmen."

Sie stieß einen tiefen Seufzer der Erleichterung aus und sah mich mit ihren blauen Augen an.

„Ich danke Ihnen, Herr Doctor; ich danke Ihnen! Sie wissen nicht, welche Last Sie mir durch Ihre Worte vom Herzen nehmen. Könnten Sie mir vielleicht gleich einen Testamentsentwurf aufsetzen? Ich würde darauf warten."

Ich versicherte sie, daß das gleich geschehen könnte, und machte mich sofort an's Werk, sie nahm mir gegenüber Platz, und ich bemerkte, wie sie, während ich schrieb, ihre blauen Augen auf mir ruhen ließ.

„Ich habe mir meine Wünsche aufgeschrieben, die Sie in das Document aufzunehmen haben," sagte sie, während sie die Börse öffnete.

Doch sie suchte vergeblich nach dem Zettel, sie hatte vergessen, ihn mitzubringen. Ich bemerkte, wie sie nervös wurde und zu zittern anfing, als alles Suchen nach dem Blatte resultatlos verlief.

„Was soll ich nur thun?" rief sie verzweifelt. „Ich bin in der Stadt fremd, Herr Rechtsanwalt, und muß in wenigen Stunden abreisen. Ich habe gewichtige Gründe, daß die Angelegenheit vorher erledigt wird; denn ich hätte sonst keine Aussicht ..."

Sie hielt inne, und eine heftige Röthe überflog ihr Gesicht, während sie mich anblickte.

„Wissen Sie die einzelnen Bestimmungen, die Sie treffen wollten, nicht auswendig?"

„Nein, ich kann mich auf mein Gedächtniß gar nicht verlassen, und doch kann ich nicht in's Hotel gehen und dann wieder hierher zurückkehren, das würde ich nie wagen!"

Sie machte wieder eine Pause und fuhr dann zögernd fort: „Sie werden jedenfalls meinen, daß meine Worte eine Erklärung bedürfen. Und Sie haben Recht. Es ist mir sehr peinlich, es zu erwähnen, doch es muß sein. Mein Gatte ist ein sehr leidenschaftlicher Mensch und — leider muß ich es sagen — hat sein ganzes Vermögen verschwendet. Jetzt speculirt er auf das Meinige, das ihm nach meinem Tode zufallen würde, der wohl bald eintreten wird, da ich herzleidend bin. Ich habe aber zwei Kinder, und zu ihren Gunsten will ich das Testament aufsetzen, ohne daß mein Mann etwas davon erfährt. Er ist jetzt auf einige Stunden geschäftlich ausgegangen, und ich habe die Gelegenheit benutzt, um hierherzukommen. Ich habe aber keine Zeit, um in's Hotel und dann wieder hierherzueilen, da er inzwischen sicher zurückkommt. Was soll ich nur thun?"

Ich bemerkte, wie der armen Dame die Augen voll Thränen standen, und mein Herz erfüllte ein inniges Mitleid. Wie konnte ich nur helfen, diesem unglücklichen Opfer ehelicher Tyrannei? Plötzlich kam mir ein Gedanke, und ich sagte:

„Gnädige Frau, wäre es Ihnen angenehm, wenn ich Sie in Ihr Hotel begleitete, um die Notizen dort einzuschreiben?"

Sie sprang auf und ergriff meine Hand, während ein Lächeln durch ihre Thränen brach.

„Oh, Herr Doctor," rief sie, „wollten Sie das wirklich thun? Das wäre wahrhaftig zu liebenswürdig!"

Ich steckte also, wie du dir wohl denken kannst, das Document zu mir, setzte meinen Hut auf und begleitete meine schöne Clientin in's Hotel.

Bevor wir aber aufbrachen, fragte sie mich nach der Höhe meines Honorars, und ich war dumm genug, bei dieser Frage in Verlegenheit zu gerathen. Diese Bemerkung erschien mir in ihrem Munde so gewöhnlich, doch sie verlangte eine Antwort, und ich nannte ihr schließlich meine Forderung.

„Ich," sagte sie, „habe nur einen Tausendmarkschein bei mir. Was ist da zu thun, Herr Doctor? Ich kann Ihre Dienste doch nicht umsonst annehmen, und doch sind Sie mir gerade jetzt so dringend nöthig."

Glücklicher Weise hatte ich einige blaue Scheine und etwas Gold im Bureau, so daß es mir möglich war, den Schein zu wechseln.

Als wir das Hotel erreicht hatten, führte mich die Dame in ein kleines Zimmer und stellte Feder und Tinte auf den Tisch, dann ging sie in's Nebenzimmer, um den bewußten Zettel zu holen, den sie auch nach längerem Suchen fand.

Sie stellte mir einen Stuhl hin und nahm selbst mir gegenüber Platz.

Ich begann zu schreiben und hatte meine Arbeit fast beendet, als ich hörte, wie die Thür hinter mir geöffnet wurde. Bevor ich mich noch umdrehen oder ein Wort aussprechen konnte, wurde mir eine dicke Decke über Kopf und Schultern geworfen, sodaß meine Arme gelähmt waren und ich keinen Laut ausstoßen konnte.

„Verhalten Sie sich jetzt nur einen Augenblick still, mein lieber Freund," sagte eine Männerstimme. „Verhalten Sie sich ruhig, sage ich Ihnen, dann thue ich Ihnen nichts. Sie wollen nicht? Dann muß ich Sie festhalten, lieber Freund. So, Marie, suche dem Herrn jetzt schnell die Taschen nach. Sie haben ja wohl einen Tausendmarkschein bei sich? Hast du ihn, Marie?"

Rasend vor Wuth und mich in ohnmächtigem Zorn sträubend, während die Finger des Mannes mich wie in einen Schraubstock preßten, erkannte ich die Wahrheit, und meine Stimmung wurde nicht gerade heiterer, als es mir klar wurde, daß ich mich von der schönen Clientin hatte düpiren lassen, deren weiße, feine Finger jetzt in meiner Brieftasche wühlten.

Noch einen Augenblick — dann hörte ich, wie ein Wagen über das Pflaster rollte.

Nun riß ich und zerrte an dem Sacke, bis ich mich endlich aus der lächerlichen Situation befreite, die ich um keinen Preis Jemand hätte gestehen mögen; dann stürzte ich die Treppe hinunter und eilte in mein Bureau.

Als ich Nachforschungen anstellte, erfuhr ich, daß die Dame und der Herr am vorigen Tage im Hotel angekommen und sich als Herr und Frau Blumner aus Frankfurt a. M. in's Fremdenbuch eingetragen hatten. Sie hatten kurz vor meinem Erscheinen ihre Rechnung bezahlt und sich gleich darauf entfernt, Niemand wußte wohin.

Wie die „Dame" Brinkmanns Namen erfahren hatte? Davon hatte ich keine Ahnung, bis ich die Portiersfrau fragte, die mein Bureau jeden Morgen aussegte. Sie war an jenem Morgen gekommen, während ich ausgegangen war, hatte über diesen unglücseligen Zufall ihr Bedauern ausgedrückt und dann die Portiersfrau gefragt, ob ich nicht irgend einen Freund hätte, der vielleicht wüßte, wo ich wäre; sie hätte es eilig und müßte mich sofort sprechen. Daraufhin hat ihr meinen Freund und Collegen Brinkmann genannt.

„So!" sagte Guido, „jetzt weißt du, warum ich bei deiner Anspielung auf den „berühmten" ersten Clienten gelacht habe. Seitdem gehe ich Damen scheu aus dem Wege, und ich glaube, ich werde noch Weiberfeind werden."

Zwei Galgen.

Zu der Zeit, als die Wege und Stege noch unsicher waren im heiligen römischen Reiche, besaß eine Gemeinde im Schwabenlande zwei Galgen: einen inneren für die Bürger und einen äußeren für das fahrende Volk und fremde Missethäter. Einmal nun hatten diese Beiden derart zugenommen, daß sich die Gerichte veranlaßt sahen, um Benutzung des Bürgergalgens auch für die Anderen beim Magistrat einzukommen. Diese kühne und respektlose Zumuthung empörte aber die Herren derart, daß sie das Gesuch einstimmig ablehnten und dazu erklärten: „Dear Galga g'heart nit jedem Lumpa, ear ischt no' für eu's und eu'fra Kind!"

Der Zauberring.

Ein Märchen von Rudolf Schmidt.

Es war einmal ein liebes, junges Mädchen, das nichts hatte, als seine Schönheit und Liebenswürdigkeit.

Es ist das schon lange her — aber die Männer waren damals gerade so, wie heute — denn das herzige Kind hatte zwar viele Verehrer, aber, weil es arm war, wie eine Kirchenmaus (auch die waren schon damals sehr arm), so dachte keiner daran, sie zu heirathen, und jeder sagte ihr nur die schönsten Schmeicheleien.

Das Mädchen hörte wohl darauf und ließ sich's gefallen — aber — sie war gescheit und dachte — dachte — — nun, was denken heirathsfähige Mädchen? — Das dachte sie auch.

Da kam einst in das Dörfchen, in dem sie wohnte, ein Jüngling, der nicht war, wie die anderen Männer. Jedoch der ging stumm an ihr vorbei, grüßte aber höflich, wie sich's gehört. — So sahen sich die beiden schon Jahr und Tag — und hatten nichts geredet als Gruß und Gegengruß. — —

Und doch kam es dazu, daß sie sich liebten!

Wie das zugeht — — wer weiß es zu sagen?! —

Und endlich, endlich kamen sie so weit, einander zu gestehen: „Ich liebe Dich! Ohne Dich kann ich nicht mehr leben!"

Das sagt man heute noch so, damals sagten es die jungen Leute auch schon zu einander.

Und schon damals wurde das Geständniß bekräftigt, indem die beiden, nachdem sie obige Worte gesprochen, die Lippen aufeinander preßten und nach einiger Zeit erst wieder trennten, um dasselbe merkwürdige Manöver mehrere Male hintereinander zu wiederholen. Beide, der Jüngling und das Mädchen waren hierauf wie zwei Berauschte. Ist das nicht komisch? Aber, das ist heute auch noch so, glaub' ich.—

Nun begannen die beiden, die Natur mit anderen Augen anzusehen — die Bäume waren grüner, die Sträucher blühten schöner, das Gras war länger, die Blumen dufteten herrlicher als früher, die Vöglein (alles das war aber nur ihre Einbildung) sangen bedeutend schöner. — — Ja, selbst wenn es regnete, so regnete es schöner und gründlicher, gleich ein paar Wochen hintereinander — — so wie jetzt. —

Der Jüngling hatte bereits im Dorfe mehrere Freunde. Als er diesen — ganz harmlos — obige Beobachtungen, die er gemacht zu haben glaubte, mittheilte, lachten die und sagten: „Du bist verliebt!" Freunde reden ja auch manchmal einen Unsinn zusammen. Und der Jüngling ward roth bis unter die Haare und bewunderte im Stillen den Scharfsinn der Freunde.

Von den Freundinnen des Mädchens gar nicht zu reden! Die wußten alles schon früher — als die Verliebten selber.

Es ist doch was Schönes um die Freundschaft! —

Und die Freunde und Freundinnen schlossen Bündnisse untereinander — zum Besten der Liebenden natürlich — um zu erproben, ob die Liebe auch echt und dauerhaft wäre.

Denn die Treue ist ja schließlich auch 'was Wichtiges. Sie besprachen sich zusammen also: „Wir wollen die beiden in Versuchung führen! Wir werden auch über sie klatschen — natürlich nur zu ihrem Besten! — denn ist er ihr treu, so glaubt er nichts Böses von ihr — und ist sie ihm treu, so sind wir Freunde nicht im Stande, sie zu verführen!"

Es ist doch 'was Schönes um die Freundschaft!

Und die Freunde plagten sich redlich um die beiden — und hatten doch so gar nichts davon, die Guten!

Und es kam eines Tags, daß der Jüngling sein Herz einem Freunde aufschloß und klagte, daß sein Lieb die Bemühungen dieses oder jenes jungen Mannes nicht zurückgewiesen, ja, daß sie beginne, sie, die früher so unnahbar war, mit freundlichen Mienen zu kokettiren — — ach! und gegen ihn werde sie so launenhaft — einmal die Zärtlichkeit selbst, ein andermal wieder kalt und unfreundlich. — Und der gute Freund weinte aus Mitgefühl bittere Thränen und bedauerte den armen Jüngling.

Das Mädchen ging zu seiner besten, besten Freundin und sagte mit zitternder Stimme: „Er liebt mich nicht mehr so wie früher — er schaut auch schon andere Mädchen an — gestern sprach er so freundlich mit der Anna von drüben — ach! ach! ich muß sterben."

Und auch die Freundin weinte bitterlich.

Sie gab ihr aber den Rath, in den Wald zum alten Einsiedler zu gehen, der wüßte Mittel — in allen Nöthen.

(Es ist doch gut, wenn man Freunde hat!)

Das Mädchen ging zum Eremiten. Das war ein alter, alter, würdiger frommer Mann, der das Einsiedeln aus innerer Ueberzeugung betrieb und sich um die Welt nicht scheerte. — Er war eben gescheiter als seine Mitmenschen. Dem klagte sie ihr Leid.

Der Alte hub an zu sprechen, nachdem er seinen langen, silbernen Bart gestrichen:

„Weißt Du gewiß, daß er Dir nicht mehr treu ist?"

„Ja, ganz gewiß! Die und die haben's gesagt!"

„Ach was! — Die Menschen sind schlecht und dumm, man muß nicht alles gleich glauben, was sie sagen."

„Aber ich — ich weiß es von meiner allerbesten Freundin — die — die ist so gescheit — und so, so gut." —

„Nun, Du sollst nicht vergebens zu mir gekommen sein," sprach der Alte. „Ich gebe Dir einen Talisman" — (das Mädchen trocknete schnell die Thränen und hielt beide Hände auf) — „es ist nur ein einfaches Ringlein, aber es birgt magische Kräfte. Trage diesen gold'nen Reif in festem Glauben an Deinen Geliebten — und wenn er Dir treu ist, bleibt der Ring schön und ganz. Wird er Dir aber einmal untreu, so zerspringt der Ring, und kein Goldschmied — und wäre er noch so gescheit — kann ihn wieder zusammenlöthen. Nimm ihn hin, er sei Dein!" Das Mädchen dankte freudig, steckte den Ring an und wollte gehen.

„Halt!" rief da der Einsiedler; das Mädchen kehrte um. „Bald hätte ich vergessen, Dich auf die zweite, ebenso wichtige Zauberei des Ringes aufmerksam zu machen. Wenn nämlich —" und der Eremit faßte die Hand des Mädchens und sah ihr fest in die Augen — „wenn nämlich Du Deinem Liebsten untreu wirst, so wird der Ring, obwohl er aus reinem Golde ist, trübe und rostig! Das merke!"

Das Mädchen erschrak. „Ach, Herr Einsiedler!"

„Nun — was ist's? Willst Du den Ring nicht behalten? Fürchtest Du Dich?"

Nein — nicht fürchten — aber — Hochwürdiger — den Ring behalte ich recht gern, weiß ich doch nun stets, ob er mir treu ist — aber —"

„Nun!" ermunterte freundlich der Alte, „so sprich Dich aus!"

„Ach, lieber, guter, goldener Einsiedler, habt Ihr nicht auch ein Puppulver zu dem Ringe?" — — —

Reicher Segen.

Beim Herrn Professor ist Familienzuwachs eingekehrt und er will zum „Tagblatt" eilen, um allen Freunden der Familie die frohe Nachricht durch die Presse zu verkünden. „Lieber Eduard", sagt seine Frau, „inserir' doch gleich, daß wir eine Amme suchen — aber dreimal, nicht wahr — man hat dann eher eine Auswahl!"

Er nickt mit dem Kopf und eilt freudig erregt davon. —

Am nächsten Morgen prangt denn auch die Nachfrage nach einer Amme wunderschön im Inseratentheil, und vorne, gleich nach den redaktionellen Nachrichten, liest man an auffallender Stelle die Jubelpost:

„Durch die heute erfolgte glückliche Geburt eines gesunden Knaben wurden hoch erfreut

Professor Durcheinand mit Frau."

Am darauffolgenden Morgen brummt der Professor ein um's andere Mal beim Zeitungslesen. — „Was hast Du denn?" fragt seine Frau. — „Ich weiß nicht!" sagt er. „Ich finde das Ammeninserat nicht!" — Plötzlich springt er mit einem Schrei auf. — „Ja, was ist denn das?" ruft er. — Seine Frau, an deren Bett er saß, greift nach dem Blatt und liest mit Erstaunen an hervorragender Stelle in schönem Druck:

„Durch die heute erfolgte glückliche Geburt eines gesunden Knaben wurden hoch erfreut

Professor Durcheinand mit Frau."

„Was werden unsere Bekannten denken!" stöhnt die Frau Professor und sinkt in eine sanfte Ohnmacht.

Er steht eine Weile sinnend. — „Sollte ich wirklich", murmelte er dann, „das Inserat von der Amme einmal und die Geburtsanzeige dreimal bestellt haben! .. Verwechsele doch sonst nie was!"

Schlau.

Der Schneider-Jakl kam Sonntag mit einer derart zerrissenen Hose in die Kirche, daß er bei einigen frommen Gemüthern Anstoß erregte und ihn der Herr Pfarrer nach Schluß des Gottesdienstes zu sich heranwinkte. „Schamst Di net," sagte er, „mit aner solchen Hosen in d' Kirchen z' kemma? Du bist ja a Schneider, warum flickst D' Dir's net?"

„Schaun S', Hochwürden," meinte der Schneider Jakl, „i hab jetzt so viel Arbeit, wo i was verdean', daß i mi mit aner solchen Flickerei, für dö mir kans was zahlt, net aufhalten kann."

„So, so," sagte der Herr Pfarrer, „damit Du net z' kurz kimmst, gib i Dir fufzig Kreuzer und dafür wirst Du Dir Dei' Hosen schön fauber herrichten."

Der Schneider-Jakl sagte: „Vergelt 's Gott zehntausendmal!" und ging. Wer aber am nächsten Sonntag wieder mit einer zerrissenen Hose in die Kirche kam, war der Schneider-Jakl.

Jetzt wurde dem Pfarrer die Geschichte zu bunt; er ließ sich den Jakl rufen und herrschte ihn an: „Du Lump, Du! hab i Dir net vorigen Sonntag fufzig Kreuzer geben, damit Du Dir Dei'n Hosen flickst und jetzt kimmst mer no' allweil so daher!"

„Das hat scho' sei' Richtigkeit," sagte der Jakl bedächtig, „aber wissen S' Hochwürden, i hab mir die Hos'n z' Haus g'nau ang'schaut; die is so zerrissen, daß i 's beim besten Willen unter an Gulden net flicken kann!"

— Einkehr. Betrunkener: „Wir sollen recht oft Einkehr mit uns halten, hat der Herr Pfarrer am letzten Sonntag gesagt; jetzt bin i halt sechs Mal eingekehrt, dös wird wohl g'nug sein!"

Hochzeitsreisen.

Von A. Engel.

Vernunftehe.

Sie sitzen in einem Coupé zweiter Classe. Er ein hoher, schlanker Mann, sie eine lange, magere Blondine. Aus ihrem Antlitz spricht Nüchternheit, kein Zug von Sehnsucht spielte um ihre Lippen. Nichts Bräutliches in ihrem Wesen. Er ergänzt sie harmonisch, er ist förmlich eingehüllt in Banalität. Er denkt an den Geschäftsgang der abgeschlossenen Saison, sie sinnt über die schweren Hausfrauensorgen künftiger Tage.

„Na, der Schwiegervater ist doch ein anständiger Mensch," setzte er seine Gedanken fort, „er hat alle seine Versprechungen pünktlich erfüllt, er hat sehr schöne Möbel gekauft. Uebrigens hätte er unter einem schicklichen Vorwand auch noch die Hochzeitsreise bezahlen können. Das hätte sich sehr gut gemacht! Aber gar zu splendid sind eben die heutigen Schwiegerväter nicht." Sein Cousin Adolf, der war auf ein Prachtexemplar gestoßen. Tausend Gulden hatte man ihm separat für die Hochzeitsreise zugesteckt. Davon hatte er sich gewiß noch etwas erspart. Ganz gewiß, denn man kann doch nicht so viel Geld aufbrauchen in der kurzen Zeit. Und er zieht aus seiner Westentasche einen Bleistift hervor und beginnt zu notiren, die Ausgabe der letzten Tage. Ja, er war verschwenderisch gewesen, im Drange der Geschäfte, die zärtlichen Gefühle hatten ihn zu mancher unnöthigen Ausgabe verleitet.

„Ich bitte dich, leih' mir den Bleistift," spricht seine Frau. Und in kleinen eckigen Ziffern entwirft sie den Ausgabenetat für einen Monat.

Und während die lange, magere Blondine den Ausgabenetat für einen Monat in kleinen eckigen Ziffern entwirft, denkt der besorgte Gatte an den Geschäftsgang der nächsten Saison.

Liebesheirath.

Sonntag in allen Gassen. Es feiert das Straßengewühl. In einer wohlgefüllten Wiener Tramway der Linie „Währing - Ringstraße - Praterstern" sitzt ein junges Paar, Seite an Seite enganeinandergeschmiegt. Aus ihren Gesichtern strahlt das Glück, in ihren Augen blüht der Frühling. Ein ewiges Summen von kleinen süßen Geheimnissen.

„Du, wie ich vergnügt bin, die Mutter wird sich riesig freuen," flüstert er leise.

„Ich freue mich auch riesig, sie wird außer sich sein!" erwidert sie und sie streicht leise mit ihrer kleinen weißen Hand über den Feiertagsrock. Da erfaßt er ihre Hand und küßt sie zärtlich.

„Aber Ludwig," spricht sie, sich umsehend, und belohnt seine Keckheit mit einem reizenden strafenden Blick, „was werden die Leute denken?!"

Er lacht hell auf.

„Was sollen sie denken? Daß wir beneidenswerth sind. Nachmachen sollen sie es uns!"

Eine alte Dame hat das Zwiegespräch belauscht und sie denkt wehmüthig: „Die haben all' das vor sich, was ich schon so lange hinter mir habe," und ein Schatten huscht über ihr Antlitz. Da kommt der Controlleur. Auch die Neuvermählten bittet er um die Karten. Der junge Gatte sucht in allen Taschen, er findet die Karten nicht. „Na, was liegt denn daran? — Geben Sie uns neue Karten, es ist ohnedies eine billige Hochzeitsreise, nicht wahr?" scherzt er mit dem Controlleur. Der Controlleur lächelt.

„Sie werden sie schon haben," sagte er gutmüthig, „da liegen sie ja!"

Und der junge Gatte hebt die Karten vom Boden auf, wohin er sie in seiner Herzenszerstreutheit geworfen hatte.

„Martha, bei der nächsten Station steigen wir aus, oder kannst du abspringen? In meine Arme natürlich."

Sie drückt ihm verstohlen die Hand und schenkt ihm einen liebevollen Blick.

„So, lassen wir die Anderen nur vorausgehen, wir haben ja Zeit!"

Und er füllt auch die Wartezeit aus, indem er sehnsüchtig in ihr liebes Gesichtchen blickt. Dann springt er leichtfüßig ab, reicht ihr die Hand und hebt sie aus dem Wagen. Sie klopft ihm auf die Schulter und hängt sich übermüthig in seinen Arm.

„Leben Sie wohl, Conducteur!" ruft er lustig nach und er wünscht allen Passagieren einen „Guten Tag", weil heute die Welt so schön ist ...

Und während die närrische, glückliche Frau an seinem Arm sich in das Glück